

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 10 (1934)
Heft: 48

Artikel: Damengespräch auf dem Mittelmeer
Autor: Wolf, Victoria T.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-754979>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Damengespräch auf dem Mittelmeer

VON VICTORIA T. WOLF

Es lag wohl an der zuvorkommend lautlosen, ja fast beschämend willfährigen Bedienung auf dem glänzend weiß lackierten Mittelmeerdampfer des Lloyd Triestino, daß es zu jenem Gespräch über Diener im allgemeinen und Diener im besonderen kam.

Frauen — wenn sie unter sich sind — bewegen sich gerne auf diesem Gebiet. Es hieß in früheren Zeiten Dienstbotenfrage; nun hat es sich allmählich durch die Umschichtung der sozialen Verhältnisse oder nur durch das Geschick redenkundiger Frauen verwandelt und ist unter Zuhilfenahme von geistreichen Arabesken ins Allgemeine und Bedeutsam-Menschliche erhoben worden.

Frauen sind sich — wenn sie unter sich sind — erschreckend ähnlich! Wohl auch, wenn sie nicht unter sich sind, aber das gehört nicht hierher.

Wir befinden uns im blauen Salon des Lloyd Dampfers auf der Heimreise von seiner Küstenfahrt, einen Tag vor dem Anlegen im europäischen Heimathafen.

Man spricht über Diener. Dabei denkt man schon im Futurum; also an Zuhause. Das heißt, man vergleicht im stillen das Gegenwärtige — als sei es bereits vergangen — mit dem Kommenden.

Zwei Stewards reichen auf eine behutsam lautlose Weise Kaffee, als dienten sie einer sakralen Handlung; Tassen und Kannen werden zum Kultgerät und das Gebäck zu Manna.

Es sind fünf Frauen, um die sich die Stewards bemühen, fünf Frauen vier verschiedener Nationen, eine Französin, eine Griechin, eine Italienerin und zwei Deutsche.

Der Zufall einer Seereise hat sie lose zusammengefügt, so lose, daß sie schon beim Sich-Finden das Unbeständige dieser Bindung erkannten, trotzdem ist es eine Bindung, denn solch ein weißes Schiff ist wie eine sie allbeschützende Mutter. Auch ist man in Zeiten wohligen Genießens leichter geneigt, den starren Panzer der Konvention zu öffnen; sich anzuschließen und aufzuschließen.

Sie saßen lässig, mit Taschen, Tellern und sich selber spielend, in ihren hellblauen Sesseln, und ließen flüchtige Worte leicht über die Lippen fließen. Worte, fast schon vergessen, während sie noch zitternd zwischen ihnen lagen. Bis zu diesem! —

Die junge Griechin machte den Anfang.

«Ist es nicht wunderschön, sich von geschulten Kräften verwöhnen zu lassen?» sagte sie genießerisch. Sie — eine fast klassisch schöne Frau, die sich mit ihrem Gemahl — Träger eines unaussprechbaren auf opulentes endenden Namens — auf einer Vergnügungsreise befand.

«Zu Hause muß man sich wieder über die Dienerschaft ärgern.» Sie bewegte sich kaum, während sie sprach; auch der Mund blieb fast geschlossen. Sie kam mit einem erstaunlichen Minimum an Gesten aus. Auf dem Schiff nannte man sie die Märchenfrau: So weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarz wie Ebenholz.

Neben ihr langweilte sich Yvonne, die Frau des französischen Würdenträgers in Aegypten. Sie hätte viel lieber draußen mit ihrem Mann und dem deutschen Professor den üblichen Deckspaziergang erledigt, obwohl die Männer meist dabei sich über die Ausgrabungen im vorderen Orient unterhielten.

Und nun traf sie dieses Wort: Diener. Es elektrisierte sie.

«Das ist ein Kapitel, meine Liebe», sagte sie lebhaft, «stundenlang könnte ich Ihnen davon erzählen. Denken sie, kurz vor unserer Abreise mußte ich Achmed, unsern hübschen schlanken Nubier, der so vollendet servierte und auf so bestrickende Weise Gäste empfangen konnte, entlassen. Knall und Fall entlassen! Es war entsetzlich! Warum? Nun», — Yvonne betrachtete bei diesen Worten ihre untadelig lackierten Nägel — «ich ertappte ihn, wie er an der Badezimmertür durchs Schlüsselloch schaute! Man bedenke, Badezimmer, Schlüsselloch, shocking! Verständnissvoll bestätigte man ihm im Kreise, wie sehr man Achmeds Verhalten shocking fände.

«Und nun muß ich, wenn ich frisch erholt aus den Ferien zurückkomme, zuerst einmal auf die Dienersuche gehen. Sofort beginnen wieder diese lästigen gesellschaftlichen Verpflichtungen und ein guter Diener ist fast nötiger als ein guter Frack! Wir, in unserer Stellung, sind eigentlich gar nicht Herr über uns selbst. Wir sind doppelt abhängig von dieser lästigen Dienerschaft.»

Wieder nickte man zustimmend, bis auf die Marchesa, die neben Yvonne saß. Natürlich, die Marchesa war in allem extravagant. Mir tat Achmed, der leichtsinnige Schelm, leid. Ich kannte viele solche Achmeds. Bei meiner ersten Ankunft in Alexandrien hatte ich diese wür-

digen in schwarze, goldbestickte Gewänder gehüllten Edlen mit ihren Krummsäbeln an der Seite für Mitglieder der Hofgesellschaften gehalten; und auch heute möchte ich am liebsten nicht glauben, daß es die Diener des diplomatischen Corps waren, welche die Schiffspost erwarteten.

«Arabische Diener sind eine Sache für sich», erklärte die Frau des deutschen Professors mit Nachdruck. «Mein Mann sagt, die indischen seien die besten. Seit acht Jahren schlage ich mich mit diesen Kerls herum, aber es ist immer dasselbe Lied, ein bißchen stehlen, ein bißchen Arbeit schwänzen, ein bißchen krank werden. Und immer schicken sie einen Ersatz, damit man nicht böse sein soll, aber dieser Ersatz ist meist schlimmer als selber Stiefel putzen.»

Man nannte sie Aspasia, da ihr literarischer Ehrgeiz keine Grenzen kannte, wohl aber ihr Aeusseres brav in den Grenzen einer Kieler Professorenfrau blieb. Sie war mit Leib und Seele «Hausfrau» und betrachtete die wissenschaftliche Arbeit ihres Mannes von der Perspektive des Staubwischens.

«C'est ça,» stimmte die Märchenfrau gemessen bei. «Sie haben sehr recht.»

«Nicht wahr,» sagte Aspasia und nahm die Zustimmung für ein persönliches Lob. «Dieses «Bißchen» aber ist so viel, daß wir Europäerinnen es gerade nicht mehr ertragen können. Unsere Geduld reißt; und unsere Nerven gehen kaputt!» Dann wandte sie sich an die Marchesa.

«Freuen Sie sich nicht auf Europa, das doch Erlösung bringt aus diesen Fragen?»

Die Marchesa hatte es fertig gebracht, der Unterhaltung stumm zu folgen; sie verriet nur durch ein zeitweiliges Klappern ihres langen Ohrgehänges, daß sie trotz ihres bedenkenlichen Schweigens zugehört hatte. Es war gut, daß Aspasia die Marchesa ins Gespräch zog, denn diese in allen Dingen bewußte Italienerin schwieg sicher nicht ohne Grund. Aber aus was für einem Grund? Solch ein undurchdringliches Schweigen wirkt auf eine peinliche Weise lähmend.

Einem allgemeinen Schweigen aber wären wir fünf nicht gewachsen gewesen; wir waren uns viel zu fremd.

«Natürlich freue ich mich auf Europa,» sagte die Marchesa bedächtig; «aber nicht gerade aus dem von Ihnen angeführten Grund. Europa heißt für mich nicht nur «Sauberkeit» und «gutes Personal». Im übrigen bin ich bei all diesen Frauen-Gesprächen über Dienerschaft sehr skeptisch; es ist am besten, man zieht mich nicht in solch eine Debatte.»

«Warum?» wollte Aspasia wissen.

«Warum? Nun, weil ich die unangenehme Eigenschaft habe, Fehler, welche vermeintlich die andern, in diesem Falle Achmed oder Abdul begehen, zuerst bei mir selbst zu suchen; das heißt ihren Ursprung in irgend einer meiner unbewußten Handlungen zurückzuverlegen. Und meistens finde ich Ursache und Wirkung und richte zuerst mich selbst darnach, ehe ich einen Angestellten ins Unglück stürze.»

«Das ist eine sehr weitgehende christliche Nächstenliebe,» lächelte die junge Französin und ließ ihre Augenbrauen dabei sehr hoch steigen. «Außerdem sehr übertrieben; man liest solche Ideen nur in Büchern von Pseudoheiligen.»

«Ich habe Sie ja gleich gewarnt, mich in die Debatte zu ziehen,» erklärte die Marchesa liebenswürdig. «Im übrigen ist es sinnlos, daß sich fünf Frauen so lange Zeit ohne Männer unterhalten; dazu noch auf einem Schiff, man kommt nur auf dumme Gedanken; wollen wir nicht an Deck gehen?» Sie wollte sich schon unter heftigem Geklingel des Ohrgehänges erheben, aber Aspasia hielt sie neugierig zurück.

Da müßte doch irgend eine Erfahrung zugrunde liegen, vielleicht sogar ein Erlebnis, sie würde gerne lernen...

Auch die Märchenfrau verriet Anzeichen von Teilnahme.

«Schön,» sagte die Marchesa, «wenn Sie wollen, erzähle ich Ihnen mein Erlebnis im «Ritz»; in einem durch und durch europäischen Hotel und in einer durch und durch europäischen Stadt, weil Sie doch meinen, nur die arabischen Diener könnten uns besondere Sorgen machen!» Die Marchesa, auch äußerlich eine nicht alltägliche Frau, setzte sich mit vorgeneigtem Kopf in Erzählerhaltung; ihre Augen waren sehr groß und weit und ihre Hände formten eigenwillige Gebärden.

«Ich verrate Ihnen mit dieser Erzählung ein erprobtes Schönheitsmittel, meine Damen, allerdings nicht gerne,

aber es gehört dazu und ich hoffe, daß Sie darüber nicht die Adseln zucken.

Ich trinke nämlich jeden Abend vor dem Einschlafen eine Tasse Lindenblütentee, — eine ebenso altmodische wie gesunde Gewohnheit — und in jedem Hotel bitte ich den Zimmerkellner, mir regelmäßig abends meinen Tee ans Bett zu stellen.

So auch im «Ritz» den Zimmerkellner Philippe. Er tat es gewissenhaft; er vergaß es nie. Eines Abends fiel mir, während ich im Speisesaal das Abendessen einnahm, heiß auf die Seele, daß ich leichtsinnigerweise oben auf meinem Zimmer eine zum Bezahlen bereitgelegte Rechnung mit fünf Hundert-Frankenscheinen vergessen und offen liegen gelassen hatte. Aber ich tröstete mich in dem Gedanken, daß ja nur Philippe das Zimmer betreten würde; meine Zofe bewohnte den danebenliegenden Raum und konnte jeden unbefugten Eindringling beobachten!

Nein, ich wollte nicht mißtrauisch sein!

Und als ich spät abends wieder heraufkam, sah ich auch wie immer die Tasse Lindenblütentee auf meinem Nachtschisch stehen und brav lag die zusammengefaltete Rechnung daneben. Ich freute mich für Philippe. Trotzdem zählte ich nach! Und — es fehlte ein Hundertfrankenschein. Ich zählte einige Male; es wurde nicht mehr. Ich machte mir schreckliche Vorwürfe und überlegte die ganze Nacht.

«Vorwürfe?» fragte Aspasia glühend, «wieso Vorwürfe, Sie e waren doch nicht schuldig?»

«Leichtsinn ist eine große Schuld, meine Liebe,» sagte die Marchesa ernst, «eigentlich müßte man beten: und führe uns nicht in Versuchung, andere in Versuchung zu führen. Und ich hatte Philippe in Versuchung geführt. Vielleicht war seine Frau krank oder sein Kind... Ich dachte lange nach. — — —

Kurzum am nächsten Morgen beschloß ich, zu klingeln: Bitte, Philippe, bringen Sie mir noch einen Lindenblütentee.

Er verbeugte sich stumm, sein Gesicht zeigte jene maskenhafte Starre des schlechten Gewissens. Dann kam er wieder mit dem Tablett, nahm die alte Tasse weg und stellte die neue an deren Stelle genau neben die gefaltete Rechnung. Ich nahm vor seinen Augen eine Hundertfrankennote aus der Rechnung und gab sie ihm: Hier, Philippe, sagte ich; sicher sind Sie in Not! Aber das nächste Mal wäre es mir lieber, wenn Sie Vertrauen zu mir hätten und vorher mit mir reden würden! Philippe war erstarrt, nahm die Note aus meiner Hand, verbeugte sich, «merci, Madame,» und ging.

«Fabelhaft,» rief Aspasia, begierig wie ein Kind, das den Schluß hören will, «und dann, was weiter?»

«Und dann?» wiederholte die Marchesa, «dann?... Nachmittags bekam ich einen Einschreibebrief, in dem zwei Hundertfrankenscheine lagen, ohne irgendwelche Erklärung, ohne irgendeinen Absender; ich war erschüttert.»

«Sonderbar,» sagte die Märchenfrau beklommen, «ich hätte so etwas nie für möglich gehalten.»

«Und ich,» gestand Yvonne ehrlich, «ich hätte Philippe wahrscheinlich angezeigt.» Ihre Augenbrauen hatten die äußerste Höhe erreicht. «Und wie verhielt sich Philippe weiterhin?»

«Er brachte mir nach wie vor, stumm gemessen und pünktlich meinen Lindenblütentee,» sagte die Marchesa mit ihrem fernen Lächeln, «das «Ritz» hat sicher nie wieder einen besseren Zimmerkellner bekommen und wenn er nicht gestorben ist, dann lebt er heute noch.»

«Sie haben auf seltsame Weise einen Menschen erzogen,» lobte Aspasia. «Und was ist die Moral von der Geschichte? Soll sie heißen: Erziehe dich selbst und erziehe deine Diener, ehe du kündigst?»

«Ich habe niemanden erziehen wollen,» antwortete die Marchesa hochmütig auf diese plumpe Frage. «Ich mißtraue jeder moralischen Nutzenanwendung. Besonders Ihnen rate ich gar nicht dazu! Man nehme diese Geschichte, wie sie gegeben wurde, an. Irgendeinmal, wenn es nötig ist, findet sie von selbst ins Gedächtnis zurück. Vielleicht, wenn man gerade von einem einseitigen Standpunkt aus einen Menschen falsch beurteilt, vielleicht, wenn man dabei ist, die menschliche Achtung zu verletzen, oder vielleicht auch gar nicht! Mag sein.

Frauen sind nicht gerne geneigt, einer Frau zu glauben.»

Die Marchesa lächelte dabei ihr verstehend-schmales Lächeln, das gutt und herb zugleich war, das aus der Helle ihres Erinnens hineinführte in das Dunkel des Ahnens und das man so gerne mit extravagant bezeichnete.



**Sanatorium
Kilchberg b. Zch.**

Private Heesen-Heilanstalt. Individuelle Behandlung aller Formen von Hysterien und Neurosen. Entziehungskuren für Alkohol, Morphinum, Kokain usw. Malaria-Behandlung bei Paralyse. Führung psychopathischer, haltloser Persönlichkeiten. Angepaßte Arbeitstherapie. 3 Ärzte, 6 getrennte Häuser; geschlossene für Hysterien, offene für Erholungsbedürftige. Prächtige Lage am Zürichsee, in unmittelbarer Nähe von Zürich. Großer Park und landwirtschaftliche Kolonie. Sport- und Ausflugsgelegenheit, Physikalisches Institut (Medikamentöse Bäder und Packungen, Licht- und Dampfbäder, Elektrotherapie, Höhensonne, Diathermie, Massage usw.), Behandlung organischer Nerven-Erkrankungen, Stoffwechselstörungen, rheumatischer Leiden, Erschlaffungs Zustände etc. Diät- und Entfettungskuren. Eigene Abteilungen mit Terrassen für Bettlägerige. Verlangen Sie Prospekte bei der Direktion. Tel. Zürich 914.171 u. 914.172. Besitzer: Dr. E. Huber-Frey. Ärztliche Leitung: Dr. J. Huber und Dr. J. Furrer.

**IST DENN
DAS WIRKLICH
NÖTIG -**

daß man sich gegen die Unfälle des täglichen Lebens versichert? Diese Frage hört man so oft. Ja, verehrter Leser, es ist unbedingt ratsam, eine vorteilhafte Unfallversicherung abzuschließen, wenn man sich und seinen Lieben Sorgen und Notlage ersparen will. Das Unfallrisiko ist in unserer schnelllebigen Zeit außerordentlich gewachsen. Durch unsere Versicherungs-Zeitschriften in freien Stunden und Conzett & Huber's Wochen-Blätter bieten wir eine Erwachsenen- und Kinder-Unfallversicherung, die äußerst vorteilhafte Bedingungen aufweist. Über eine Million Einwohner der Schweiz schenken unserer Versicherung das Vertrauen. Unsere Auszahlungen von **35 Millionen Franken** beweisen klar und eindeutig, daß das Vertrauen absolut begründet ist. Wir senden Ihnen gern unverbindlich und kostenlos Probehefte und beraten Sie unverbindlich. Senden Sie uns bitte untenstehenden Bon ein.

V. CONZETT & HUBER, MORGARTENSTR. 29, ZÜRICH

BON

Senden Sie mir Probehefte der Zeitschrift in freien Stunden - Conzett & Huber's Wochen-Blätter

Name: _____
Ort: _____
Straße: _____



Frauen träumen

**No. 25
LA REINE**
Tafellöffel 1/2 Dz. Fr. 66.-
Teelöffel 1/2 Dz. Fr. 28-50
Erhältlich nur in guten
Fachgeschäften
JEZLER & CIE A. G.
SCHAFFHAUSEN



JEZLER
ECHT SILBER